



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rüttenauer, Benno: Weltgeschichte in Hinterwinkel : aus den
Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings : erstes Kapitel :
das mit einer Zeitung anhebt und mit einer Predigt schließt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Mittel gefehlt haben; aber das meiste ist doch groß gedacht und würdig ausgeführt, so besonders die beiden mit Sockelfiguren versehenen Reiterdenkmäler Kaiser Wilhelms des Ersten für Elberfeld und Mannheim von Gustav Eberlein. Im Durchschnitt steht die Plastik in allen ihren Zweigen, von der monumentalen bis zur Kleinbildnerei, höher als die Malerei. In der Kleinplastik sind die deutschen Bildner den italienischen an Fingerfertigkeit gleich, an Schönheitsgefühl sogar überlegen, und an ganz eigentümlichen Schöpfungen fehlt es auch nicht. Der „Philosoph von Sanssouci in seinen letzten Stunden,“ Friedrich der Große, im Lehnstuhl sitzend, von zwei Windspielen umgeben, von Harro Magnussen ist eine Charakterstudie, in der der Naturalismus zur Natur zurückgekehrt ist und doch in der Ergründung einer seelischen Stimmung Großes geleistet hat, und die nackte Gestalt eines jungen, auf einem Ruhebett schlummernden Mädchens von Robert Toberenz ist eine vollendete Verkörperung der Kunstlehre: Kunst und Natur sei eines nur! Trotz der unvorteilhaften Gesamterscheinung der Berliner Kunstausstellung ist also nicht der mindeste Anlaß vorhanden, das Ungeschick der Unternehmer etwa mit dem Hinweis auf einen Rückgang unsrer Kunst zu entschuldigen.



Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Erstes Kapitel

das mit einer Zeitung anhebt und mit einer Predigt schließt



Ich hatte meine Ziegen eingetrieben und saß, die Stunde des Mittagessens erwartend, mit gekreuzten Beinen auf dem Arbeitstische des Vaters, der heute auswärts schneiderte. Vor mir auf meinen Knien lag der neue Uniformrock des Polizeidieners Gartumb von Schillingsberg. Dem stolzen Kleidungsstücke aus zweierlei Tuch fehlten, damit es in schönster Vollendung prange, nur noch die großen gelben Messingknöpfe. Diese sollte ich annähen.

Aber meine Hände lagen einstweilen müßig im Schoß, und ich sah durch das offene Fenster, zwischen den hochroten Geranienblüten hindurch, nach dem Hause unsers Nachbarn drüben, des Gerbers, der mit einem Zeitungsblatt in der Hand vor seiner Thür stand und zwei mit Rechen und Sensen von der Heumahd heimkehrenden jungen Bauern etwas vorlas.

Der Herr Nachbar von der Eichenlohe hielt für sich keine Zeitung; er mußte sie beim Ochsenwirt mitgenommen haben, wo er die zahlreichen täglichen Schoppen zu trinken pflegte, deren er bedurfte; denn die Gerber sind allezeit durstige Leute, weil sich ihnen der feine Lohentraub in die Kehle setzt und immer hinuntergespült sein will.

Diesmal schien der Meister Appel einen Krug mehr als sonst getrunken zu haben; denn sein Gesicht leuchtete noch röter als gewöhnlich, und seine nervigen Arme mit zurückgewickelten Hemdärmeln und geballten Fäusten gestikulierten mit großer Heftigkeit. Er hatte auch den einen Zipfel seiner safrangelben Schürze in den Gürtel hinaufgesteckt und rauchte statt seiner kurzen Pfeife eine Cigarre, zwei Umstände, die bei ihm auf eine außergewöhnliche Stimmung hinzudeuten pflegten.

Nachdem der Meister die Lesung beendet hatte, schien er deren Inhalt den beiden Hörern zu erläutern. Am häufigsten und zugleich am lautesten Klang dabei der Name Preußen an mein Ohr.

Meine Neugierde erregte aber dieser Name nicht, denn ich verband damit nur sehr undeutliche Vorstellungen. Bei unserm Schulmeister Langbein hatten wir darüber nichts erfahren, auch in meinen lateinischen Stunden beim Pfarrer war er nicht vorgekommen; nur vom Vater wußte ich, daß man damit ein deutsches Land und Volk bezeichnete. Auch hatte mir der Vater früher in der Kinderzeit allerlei Geschichten von einem berühmten König der Preußen erzählt, den man den alten Fritz oder auch den großen Kurfürsten nannte, und den mein Vater sehr bewunderte, besonders weil er einen ehemaligen Schneidergesellen zum General gemacht hatte, der dafür dem König später mehr als hundert Schlachten gewann. So wenigstens erzählte es mein Vater. Nicht in Büchern hatte es gelesen, wie überhaupt das Lesen von Gedrucktem nicht seine Sache war; aber er hatte es von den Preußen selbst gehört, und den alten Fritz und seinen Schneidergeneral hatte er mit eignen Augen gesehen, nämlich wie sie abgegossen sind in der großen Stadt Berlin, der Hauptstadt der Preußen, wo mein Vater im Anfang der fünfziger Jahre sieben Wochen lang in Arbeit gestanden hatte.

Ich dachte deshalb an die Preußen nicht viel anders und nicht viel klarer als etwa an die Perser, von deren großem König Cyrus ich sehr rührende Geschichten in einem alten Buche gelesen hatte, oder an ein gewisses Volk der Franken und ihren König Dagobert, der unter dem Kaiser Octavianus einen gewissen gottlosen Mohrenkönig besiegt hatte. Ohne mir also weitere Gedanken zu machen, verwunderte ich mich doch über die erschrocknen Gesichter, womit die zwei Bauern drüben den Gerber anstierten.

Dann kamen über die Brücke zwei andre, ältere Männer mit ihren Frauen und Töchtern. Der Gerber rief ihnen schon von weitem zu, und diesmal verstand ich das Wort Krieg. Die Ankömmlinge stutzten. Ich aber

schnellte vom Tisch empor, und ehe man drei zählen konnte, stand ich im Haufen bei den übrigen, die sich bald durch Neuankommende noch vermehrten.

Ein tolles Durcheinanderreden schlug da an mein Ohr.

Jesses, wenn nur die Russen nicht kommen!

Die Preußen sind auch nicht weit davon, die werden uns schön kahl fressen.

Sie sollens bleiben lassen; wir wollen ihnen schon auf die Finger klopfen; wir jagen sie nach Rußland.

Aber die Preußen mit dem Zündnadelgewehr, wenn die uns nur nicht heimleuchten.

Was will Preußen gegen Osterreich, gegen Osterreich und Baiern und Württemberg und Hessen und Sachsen und Hannover; Preußen muß verlieren, und wenn es schlimm geht, ist auch noch Napoleon da und sind die Franzosen da, die lassen uns nicht von den Preußen einsacken.

Jesses, die Franzosen, wollen denn die Franzosen kommen? Von denen erzählt man sich gar nichts gutes.

Lieber Franzosen als Preußen!

Wir brauchen die einen nicht und brauchen die andern nicht, sie können beide daheim bleiben.

Ihr müßt es ihnen halt nur sagen, Blessenvogt.

Was wollen denn die hungrigen Preußen?

Satt essen wollen sie sich bei uns, habt ihrs noch nicht gemerkt? und unsern Wein wollen sie saufen.

Schleswig-Holstein wollen sie in die Tasche stecken, die Langfinger, und das will Osterreich nicht leiden.

Was ist denn das, Schleswig-Holstein?

Schleswig-Holstein meerumschlungen, Schleswig-Holstein stammverwandt!

Was geht uns das an, das ist weithin.

Was uns das angeht? Wenn man dem Teufel den Finger giebt, nimmt er die ganze Hand: Zuerst gehts an Schleswig-Holstein und dann an uns, so weit ist das gar nicht aus einander. Osterreich soll aus Deutschland hinausgeworfen werden, und uns macht man dann nach und nach preußisch. Wenn euch das nichts angeht, dann könnt ihr heim gehen und euch ins Bett legen.

Wenn nur die Franzosen nicht kommen!

Unser König ist ein Freund Napoleons, die Franzosen thun uns nichts, die hauen nur die Preußen.

Wenn nur mein Jörgmichel nicht grad bei den Soldaten wär.

Ja, müssen denn unsre Soldaten auch in den Krieg? Großer Gott im Himmel, da schießen die Preußen meinen Anton tot.

Jesses, und mein Bernerd, der bei den Dragonern in Ludwigsburg steht!

Mehrere Weiber brachen in lautes Heulen aus.

Der Polizeidiener Rappes näherte sich der Gruppe, alle sahen sich mit erschrocknen Gesichtern um, und einen Augenblick lang herrschte allgemeines Schweigen.

Der Mann der öffentlichen Ordnung machte ein furchtbar ernstes Gesicht. Mit militärisch straffer Haltung blieb er vor dem Volkshaufen stehn. Von mehreren Zetteln in seiner Hand brachte er einen seiner Brille näher, und indem er fast die Stimme eines Feldherrn annahm, las er: Lienhard Reichenbühler. Damit streckte er den Zettel einem der anwesenden jungen Burschen entgegen, der einen Blick darauf warf und leicht erblaßte.

Lienhard war ein zurückgezogener Mensch von sanftem Charakter, ein wenig Mutterkind, nicht ganz und gar Bauer, sondern er betrieb neben der Landwirtschaft gemeinsam mit seinem Vater auch ein kleines Töpfergeschäft, worin er für sehr geschickt galt.

Johann Peter Mütsch, las der Kriegsbote unterdessen weiter.

Der Träger dieses Namens, ein armer Bursch und Knecht beim Bleffenvogt, nahm die Nachricht anders auf, als der erste. Hurra! rief er aus, hätt net glaubt, daß ernst is; nun aber nix als draußlos, und mach mir kein so Gsicht, Linerd, im Krieg gehts lustig zu.

Holla, du nimmst Maul groß voll, du Tagdieb, du Nichtsnutzer, rief der Bleffenvogt, aber wer soll mein Heu machen und meine Ernt schneiden?

Macht euch keine Sorg, wir reiten mit den Gäulen drüber, dann ist sie schon gschnitten, rief der Knecht übermütig. Jedenfalls gräm ich mich nicht, daß ich sie nicht zu schneiden brauch, und euer hartbacken, schimmelig Brot, Bleffenvogt, gönn ich euch auch; zu weit nach Preußen nein, wo der Pumpernickel anfängt, kommen wir Schwaben doch nicht, und unterwegs giebt's beßres.

Nach und nach verlor sich der Haufe. Das Durcheinanderschreien hatte aufgehört, seitdem der Krieg in so bestimmten Zeichen an die Leute herangetreten war, und ziemlich kleinlaut ging alles auseinander.

Die einberufenen Soldaten, sechs im ganzen, mußten ohne Zögern abmarschieren. Dabei gab es viel Thränen, aber auch viel tapfre Reden. Der Pfarrer Bartholomes erschien ebenfalls beim allgemeinen Abschied. Von ihm hörte ich zum erstenmale das Wort Bruderkrieg. Aber unsre Soldaten durften mit Gottvertrauen in den Kampf ziehen; ihre Sache war eine heilige, sie verteidigten nicht nur ihren König und ihr Vaterland, sondern auch ihre heilige Religion.

Diese Ansprache hinderte nicht, daß Lienhard Reichenbühler zuletzt mit seiner Mutter um die Wette weinte, während sich der Hannpeter Mütsch den Abschiedstrunk schmecken ließ und deutlich zu erkennen gab, daß es ihm ziemlich gleichgiltig sei, was er verteidige, wenn er nur gegen Sichel und Sense den Säbel eintauschen durfte. Sein Wesen steckte die andern an, und als sie dann aufbrachen und, von der Schuljugend begleitet, zum Dorf hinauszogen,

jußt an unserm Häuschen vorbei, über die Haselbachbrücke, sangen sie mit lauten Stimmen:

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.

Sogar der Lienhard sang leise mit. Ich schaute ihm zum Fenster hinaus nach, und er that mir leid, weil ich seine Mutter unter einer benachbarten Hausthür stehn und heftig weinen und schluchzen sah. Da dachte ich nicht, daß ich ihn allein wiedersehen würde, und in welchen entsetzlichen Augenblicken.

Unterdessen hatten die fortziehenden Krieger das schöne Morgenrotlied beendet, und ich hörte von ferne den Hannpeter mit machtvoller Stimme einen andern, derbern Gesang anstimmen, der seinem Geschmack mehr zusagte.

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Und der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Und im Kriege wird keiner verschont

hörte ich sie brüllen, wobei sie die einfache Melodie durch tausend willkürliche, abenteuerliche Schnörkel verzieren.

Ich mußte immer an den bleichen Lienhard denken. Er war, wiewohl acht Jahre älter, eine Art Freund von mir. Mit meinem Paten Rothermund verwandt, war er viel zu diesem ins Haus gekommen und hatte dabei, als wir, Rothermunds Olga und ich, noch jünger waren, uns jedesmal etwas mitgebracht, meist ein freies Erzeugnis seiner Kunst, kleines niedliches Spielgeschirr oder buntfarbige, vogelgestaltige Bildungen, auf denen man pfeifen konnte. Er war in solchen Dingen sehr erfinderisch. Ebenso hatte ich ihn mit meiner kleinen Freundin oft in seiner Töpferwerkstatt besucht und mit Erstaunen der Drehscheibe zugeschaut, die so schnell lief, daß das Auge ihr gar nicht folgen konnte, wobei es mir immer wie ein Wunder erschien, wenn bei so schwindliger Drehung unter der Hand des Töpfers der feuchte Thonklumpen auf der Scheibe seine Gestalt veränderte, wenn er in die Höhe wuchs, sich aushöhnte, sich bald bauchig weitete, bald halsartig einschnürte, seine Bildung immer deutlicher wurde, bis die Scheibe still stand und das fertige Gefäß nur mit einem Draht von dem Scheibenrund abgeschnitten zu werden brauchte, um in der Trockenkammer aufgestellt zu werden. Die zur Fahne gerufenen waren längst über alle Berge; ich dachte aber noch immer an den Lienhard.

Begierig war ich nun, was mein Vater über den Krieg sagen würde.

Beim Abendessen sollte ich erfahren. Mein Vater verwunderte sich über den Mut Preußens, Österreich den Krieg zu erklären. Gute Soldaten habe Preußen, und gute Generale, das müsse ihnen der Meid lassen. Und wenn der alte Fritz noch lebte, der große König und Kurfürst, und sein General

Derfflinger, der ehemalige Schneidergesell, wer weiß! Aber auch so noch werden sie den Österreichern genug zu thun geben.

Was du für scheediges Zeug redst, man meint, du wärst ein Preußenfreund, rief Nepomuk Rothermund, der Pate, der zu uns herübergekommen war. Sie werden schön ankommen, die Berliner Hungerleider. Zu thun geben? Dummheiten! Sind wir gar nichts? Denk einmal: Österreich mit Ungarn, Baiern, Württemberg, Baden, Hessen, dann Sachsen, Hannover; die Preußen sind nicht recht im Kopf, sonst würden sie daheim bleiben.

Ich hätte gar zu gern erfahren, was Schleswig-Holstein sei; denn das seltsame Wort, das der Gerber Appel so begeisterungsvoll ausgesprochen hatte, reizte mich sehr durch seinen fremdartigen Klang. Mein Vater, der einige Jahre in Hamburg gewesen und oft nach Altona hinüber gekommen war, wollte mir eben antworten, als der Nachbar Gerber mit lautem

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland

die Thüre aufriß und, selber leicht wankend, in die Stube hereinstürmte. Die abermalige geheimnisvolle Deklamation erhöhte nur meine Neugierde. Aber sie für den Abend noch befriedigt zu sehn, blieb keine Hoffnung; die Unterhaltung gestaltete sich zu aufgeregter, als daß ein armer Junge dabei hätte zu Worte kommen können.

Der Tag war ein Samstag, und am andern Morgen, mitten im Gottesdienst, schlugen zum drittenmal die dunkeln und doch so eindrucksvollen, einer Verschwörungsformel ähnlichen Worte an mein Ohr:

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt.

Der Pfarrer Bartholomes rief sie von der Kanzel herunter, und lange sprach er von diesem Schleswig-Holstein. Wir hätten das Land erobert, wir, und die Österreicher, die „Großdeutschen“ (ein neues aufreizendes Rätsel für mein Ohr), gegen den Willen von Preußen; wir mit unserm Blut hätten Schleswig-Holstein gewonnen, und die Preußen wollten das Land in die Tasche stecken. Da habe Österreich Recht, es nicht leiden zu wollen, und wir dürften es ebenfalls nicht leiden. Aber das sei nicht der wichtigste Punkt. Um Größeres handle es sich. Österreich solle aus Deutschland hinaus, damit Preußen darin allein Herr sei. Dann müßten wir preußisch werden. Seither hätten auch die Katholiken in Deutschland leben dürfen, weil Österreich dagewesen sei, der katholische Kaiserstaat. Nach Österreichs Beseitigung aber hätten die Katholiken keinen Schutz und Schirm mehr, und es müßte ihnen übel ergehen. Darum seien auch von den Evangelischen einige preußisch gesinnt, einige Katholikenfresser und Dummköpfe nämlich; die Mehrzahl aber sei dennoch gegen

Preußen, wenn sie uns gleich gern das Unglück gönnten. Aber die wüßten auch, was sie von den Preußen zu erwarten hätten, nämlich zehnmal so hohe Steuern und zehn Jahre Kasernenzeit für ihre Söhne, für alle ohne Ausnahme. Und die Pastoren könnten es sich an den Fingern ausrechnen, daß dann die schönen Pfarrstellen im Lande von ausgehungerten Preußen besetzt würden. Es nütze darum den Preußen nichts, die katholische Religion in Deutschland auszurotten zu wollen, die Evangelischen in Schwaben wollten dennoch nichts von ihnen wissen. Das beweise aber zur Genüge, welche Gäste diese Preußen sein müßten. Um so mehr sollten wir Katholiken sie verabscheuen und in inbrünstigem Gebet Gott um den Sieg unsrer Waffen bitten, der übrigens gar nicht zweifelhaft sei; denn der Kampf sei zu ungleich, die Übermacht zu sehr auf unsrer Seite: Sie müssen verlieren, die Preußen, es ist nicht anders denkbar. Sie können schon deshalb nicht siegen, weil ihr Krieg ungerecht ist, ein Krieg gegen deutsche Brüder, ein himmelschreiender Bruderkrieg!

Dann sprach er noch von einem Kreuzzug, einem heiligen Kreuzzug, was ich nicht verstand.

So lang wie an diesem Sonntag hatte der Pfarrer Bartholomes noch nie gepredigt, und doch war ihm dabei, vielleicht zum erstenmale, niemand eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Akademisch. Die Kritik der „Jüngstdeutschen,“ wenn man angesichts des rohen Absprechens und der hohlen Phraseologie dieser Litteraturapostel noch von einer Kritik sprechen darf, hat die Wirkung gehabt, daß ein Teil unsrer Zeitungen und sonstigen Tagesblätter mit dem Schlagwort „akademisch“ um sich wirft, von akademischer Poesie und akademischer Malerei spricht, womit alle nicht der modernsten Richtung angehörigen Schöpfungen bezeichnet und gebrandmarkt werden sollen. In dem vollen Bewußtsein, daß das Wort „akademisch“ von alter Zeit her — und im ursprünglichen, eigentlichen Sinne des Wortes mit gutem Recht — einen schlimmen Klang hat, daß es eine leblose, dem Zusammenhange mit der Natur entfremdete, an die äußerliche Nachahmung äußerlich überlieferter Formen gebundene Kunst bezeichnete, im Fanatismus für ein sogenannt Neues, was zwar nicht akademisch, aber oft in der kläglichsten Weise konventionell erscheint, hauptsächlich doch wohl in beliebter Gedankenlosigkeit wird die Beschuldigung, ein Werk, ein Talent, eine Richtung wären akademisch oder doch wenigstens akademisch angehaucht, Tag für Tag gegen Leistungen und Bestrebungen ausgespielt, auf die es schlechter paßt, als die Faust aufs Auge. Und jene angenehme Mehrheit unsers lesenden Publikums, die